

DER LEIBARZT DES KAISERPAARES –
IM DIENST, ABER AUCH EIN PROPAGANDIST
DER HOHENZOLLERN?
ZUR PERSON DES DR. MED. ALFRED
HAEHNER UND DEM QUELLENWERT SEINES
„HOLLÄNDISCHEN TAGEBUCHS“ (1919-1924) ▽

von Sabine Mangold-Will

Als im Frühjahr 2009 das Kölner Stadtarchiv zusammenbrach, versank mit vielen anderen unschätzbar wertvollen Quellen auch der kleine, äußerlich eher unscheinbare Nachlass eines rheinischen Mediziners namens Dr. Alfred Haehner im Boden jener Stadt, in der er ziemlich genau 60 Jahre zuvor gestorben war. Seinem Körper gleich, der 1949 auf dem Melaten-Friedhof bestattet worden war, schien nun auch seine bedeutendste literarische Hinterlassenschaft auf immer unter Kölner Erde begraben: das Tagebuch, das er während seiner Zeit als Leibarzt Wilhelms II. geführt hatte.

Einer der besten Kenner der Geschichte der Hohenzollern, der deutsch-britische Historiker und Wilhelm II.-Biograph, John C. G. Röhl, bemerkte zwei Jahre später bedauernd: „Dr Haehner’s diary was destroyed along with other priceless treasures when the Historisches Archiv of the city of Cologne collapsed in March 2009.“¹ Doch weil die Bestände aus dem 20. Jahrhundert ganz oben in dem alten Archivgebäude an der Severinstraße lagen, blieben die rund 1.000 Blätter des Haehner-Tagebuchs tatsächlich weitgehend unbeschädigt. Auch der dazugehörige Nachlass konnte fast vollständig gerettet werden und ist mittlerweile zu großen Teilen restauriert.

Schnell kam die Idee auf, das aus fünf Heften bestehende Tagebuch Haehners aus den Jahren 1919 bis 1924, von dem John Röhl sprach und aus dem er im Laufe seiner umfangreichen Forschungen zu Wilhelm II. wiederholt zitiert hatte, in wissenschaftlicher Form vollständig zu publizieren und damit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nicht noch einmal sollte diese unter Hohenzollern-Spezialisten bekannte und wegen ihrer Einzigartigkeit hochgeschätzte Quelle gefährdet werden.

Aus den Gesprächen zwischen der Neuzeithistorikerin an der Universität zu Köln, Ute Planert, der Direktorin des Historischen Archivs der Stadt Köln, Bettina Schmidt-Czaia, und der Historischen Kommission bei

Das Bild zeigt Alfred Haehner vermutlich in Doorn Anfang der zwanziger Jahre. Photoalbum in Haehners Nachlass (HASTK, Best. 1193a, A 138).



der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (HiKo) ging Ende 2019, also zehn Jahre nach dem Archiveinsturz und parallel zur Restaurierung der Tagebuchhefte, ein Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft hervor. Dank seiner Bewilligung ist nunmehr die hybride (gedruckte und digitale) Edition der Tagebücher möglich. Mittlerweile sind die fünf Tagebuchhefte vollständig transkribiert; das gilt sowohl für die handschriftlichen wie die maschinenschriftlichen Teile der überlieferten Seiten. Damit liegt eine Lesefassung vor, die im weiteren Verlauf editorisch aufbereitet und kommentiert werden wird, auf deren Grundlage sich jedoch bereits erste Erkenntnisse zum historischen Quellenwert des Tagebuchs sowie zur Person des Tagebuchschreibers formulieren lassen. Dem Muster der historischen Quellenkritik folgend sollen zunächst einige Worte zum Autor

des Tagebuchs folgen, dessen Lebenslauf noch immer ungeklärte Aspekte aufweist. Bevor nach den Funktionen des Tagebuchs und damit nach Haehners „Qualität“ als Tagebuchschreiber gefragt wird, gilt es an dieser Stelle erstmals den Einfluss auszuloten, den seine besondere berufliche Stellung als Leibarzt auf die Aussagekraft der Quelle hat. Nur so können abschließend Potential wie Grenzen dieser bisher weitgehend unkritisch verwendeten Tagebuchquelle aufgezeigt werden.

Wer war der Tagebuchschreiber Dr. med. Alfred Haehner?²

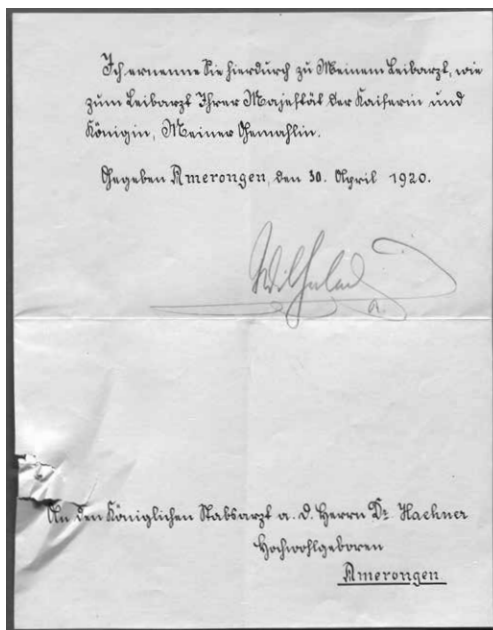
Alfred Anton Maria Haehner, geboren am 27. Januar 1880 in Düsseldorf, entstammte einer von gesellschaftlichem Aufstiegswillen geprägten katholischen Familie aus der Umgebung von Koblenz. Während der Großvater noch als Rendant in einer der Privatgruben des linksrheinischen Kohlreviers angestellt war, gelang bereits seinem Vater Hermann Haehner (1851-1918) der Aufstieg in die militärische und bildungsbürgerliche Elite der rheinischen Großstädte Düsseldorf und Köln. Nach seiner Ausbildung zum Militärarzt absolvierte Haehner d. Ä. eine unspektakuläre, aber keineswegs bescheidene Karriere: Als er 1918 starb, bekleidete er den Rang eines Generaloberarztes und trug den Titel eines Geheimen Sanitätsrats. Bis zu seiner Reaktivierung im Krieg lebte er mit seiner Frau Klara Maria geborene Thissen (1851-1923; verheiratet seit 1876) in Köln, wo er 1906 als Oberstabsarzt und Regimentsarzt des Fußartillerie-Regiments Nr. 7 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war. Alfred Haehner, das mittlere von drei Kindern, imitierte die Karriere seines Vaters so weit wie möglich: Nach dem Abitur am Städtischen Gymnasium Kreuzgasse in Köln trat er 1898 wie zuvor bereits sein Vater in die Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin ein und wurde 1905, auch darin folgte er dem Vater, zum Dr. med. promoviert. Bereits ein Jahr zuvor war er nach Plön ins Kadettenhaus kommandiert worden, wo er Mitglieder der kaiserlichen Familie, u. a. den jüngsten Hohenzollernprinzen Joachim kennenlernte. Wie sein Vater Hermann wurde Alfred Haehner schließlich als Stabsarzt zum elitären Ulanenregiment Nr. 5 nach Düsseldorf versetzt, wo er – und hier beginnen die biographischen Unklarheiten – vermutlich bis zum Kriegsausbruch blieb. Den Krieg erlebte er zunächst an der Westfront. Mit der Mobilmachung wurde er dem Füsilierbataillon des preußischen 2. Garderegiments zu Fuß als Bataillonsarzt zugewiesen und direkt in den Kämpfen um Namur und Reims eingesetzt.³ Wegen einer Venenentzündung endete sein aktiver Kriegseinsatz allerdings im November 1914.⁴ Haehner wurde daraufhin

dauernd kriegsunfähig 1916 ins preußische Kriegsministerium versetzt. 1919 schied er, wie so viele Offiziere seiner Generation, aufgrund der im Versailler Vertrag geforderten Truppenreduzierung aus dem Dienst aus. Der Generalsrang, den sein Vater im Ersten Weltkrieg als stellvertretender Korpsarzt des 7. Armeekorps erreicht hatte, blieb dem Sohn verwehrt. Nach seinem Dienst beim exilierten deutschen Kaiserpaar in Amerongen und Doorn (Niederlande) kehrte Alfred Haehner 1925 nach Deutschland zurück. Mit seiner Frau Sophie (1872-1943), geborene Stübben, geschiedene Pröbsting, die er im Mai 1920 in Berlin geheiratet hatte⁵, lebte er zunächst als Medizinalrat in Waldbröl. Der boomende Markt für Versicherungen lockte ihn 1928 nach Frankfurt, wo er ärztlicher Mitarbeiter in der Frankfurter Allgemeinen Versicherungs-AG wurde.⁶ Haehner starb am 26. Oktober 1949 in Köln.

Als Leibarzt der Hohenzollern in Amerongen und Doorn

Bisher ließ sich nicht ermitteln, wieso die Berliner Bevollmächtigten des in den Niederlanden im Exil lebenden Kaiser Wilhelms II. ausgerechnet auf Haehner kamen, als sie einen neuen Leibarzt für das Kaiserpaar suchten. Fest steht, dass er nach mündlichen Verhandlungen Anfang November 1919 nach Amerongen reiste, um dort die verwaiste Stelle eines

Kaiserlichen Leibarztes anzutreten. Erst im April 1920, nach einer gewissen Probe- und Bewährungszeit, erhielt er eine offizielle Bestallungs-urkunde. Darin wurde er ausdrücklich auch als Arzt der bereits schwer erkrankten Kaiserin Auguste Viktoria (1858-1921) bezeichnet.⁷



Bestallungsurkunde vom 30.4.1920.



Die Aufnahme, Amerongen Mai 1920, zeigt stehend als 2. von links Kaiser Wilhelm II. und rechts neben ihm Dr. Alfred Haehner; aus: Sigurd von Ilseman, Amerongen und Doorn 1918-1923, 1967.

Haehner erwies sich schnell als der geeignete Nachfolger für die Ärzte, die Wilhelm II. bis dahin im niederländischen Exil gedient hatten. Wilhelms Adjutant Sigurd von Ilseman (1884-1952), der den Kaiser seit Kriegstagen begleitet hatte, notierte rund einen Monat nach Haehners Ankunft erleichtert: „Dr. Haehner, der neue Leibarzt, scheint in jeder Beziehung für seine Stellung geeignet und wird wohl bleiben.“⁸ Tatsächlich verstand es Haehner, sich in seiner neuen Aufgabe als „Leibarzt“⁹ als ebenso bestimmter wie flexibler Ratgeber seiner neuen Patienten zu präsentieren. Umgangssprachlich gesprochen: Der Doktor wusste das Kaiserpaar „zu nehmen“.

Selbstreflexiv machte er sich das besondere, letztlich vormoderne, auf persönlichem Vertrauen und intemem Zugang zum Herrschenden beruhende Arzt-Patienten-Verhältnis als Leibarzt in seinem Tagebuch bewusst. Geschickt kombinierte er demnach die führungsorientierte Autorität des akademisch ausgebildeten, professionellen Militär-Arztes mit der Unterordnung innerhalb der sozialen Befehlshierarchie. Zwar gab er Anweisungen, aber nur solche, die auch leicht zu erfüllen waren.

In seinen Worten: „Dabei hatte ich dann die Freude, dass die Kaiserin, die sich mir gleich als eine sehr schwierige Patientin geschildert hatte und nicht ihr Arzt sein zu mögen behauptete, sich meinen allerdings vorläufig noch geringen Massnahmen ziemlich widerspruchslos fügte. Gräfin Keller sagte mir nachher, dass sie meine Art, mit der Kaiserin umzugehen, ausgezeichnet gefunden hätte. Auch hätte die Kaiserin, mit der sie über mich nach meinem Weggang gesprochen hätte, sich sehr günstig über mein Auftreten geäußert, die klaren Anordnungen anerkannt und den festen Willen, mit dem ich meinen Weg bei ihrer Behandlung ginge, sehr gelobt.“¹⁰ So erwarb sich Haehner in den ersten Wochen langfristig Ansehen bei Auguste Viktoria, die allerdings – das muss einschränkend erwähnt werden – wegen ihrer zunehmenden Erkrankung die Autorität ihres Arztes nicht mehr anzweifeln konnte: Sie war dazu schlichtweg nicht mehr in der Lage.

Während Auguste Viktoria zumindest anfänglich in einen Autoritätswettkampf mit ihrem Arzt eingetreten war, so unterschied sich davon die Attitüde des Kaisers grundlegend: „Ganz anders wie die Kaiserin sei der Kaiser als Patient, er sei folgsam wie ein Kind, tue sofort alles, was man ihm sage“¹¹, hatte man Haehner aus der Umgebung des Kaiserpaars bereits bei seiner Ankunft mitgegeben. Tatsächlich musste er während all der Jahre in Amerongen und Doorn den Kaiser nie wegen ernsthafter gesundheitlicher Probleme behandeln. Stattdessen stellte er schnell fest, dass der Kaiser (echte wie vermeintliche) Krankheiten vor allem nutzte, um Aufmerksamkeit zu generieren: „Die ärztlichen Anordnungen befolgt der Kaiser mit einer fabelhaften Gewissenhaftigkeit. Er kommt sich nach meinem Eindruck sehr interessant als Patient vor.“¹² Als Gegengabe für seine Observanz erwartete Wilhelm II. also Bewunderung – eine Anerkennung, die letztlich Äußerung unbedingter Loyalität zu seiner Person sein sollte und den Arzt an den Monarchen zu binden versprach. Allerdings weckte genau dieses „falsche“ Werben um Zustimmung bei Haehner wachsende Zweifel an der Würdigkeit des bewunderten Subjekts. Schon im Mai 1920 notierte er: „Die kleine Affektion, aus der man sich im gewöhnlichen Leben vielleicht kaum etwas gemacht hätte, veranlasst ihn sogar, nach dem Essen abends nicht mehr herunterzukommen.“¹³

Wie ein allgemeinmedizinisch arbeitender Hausarzt beobachtete Haehner seine neuen Patienten in ihrer sozialen Umgebung und suchte in diesem Rahmen seinen ärztlichen Be-Handlungsspielraum abzustecken. Während er gegenüber der Kaiserin und ihrer (weiblichen) Umgebung seine professionelle Autorität betonte (und betonen durfte), konnte er gegenüber dem Kaiser wie am Hof insgesamt nur durch korrekte

soziale Hierarchisierung Anerkennung finden. Das beruflich bedingte intime Verhältnis zum Monarchenpaar stand in eklatantem Widerspruch zu seiner sozialen Zurücksetzung, ja dem Ausschluss aus bestimmten politischen und hausinternen Zusammenhängen, zumal Haehner – für Leibärzte durchaus nicht untypisch – ein nicht-adliger (und hier zudem noch katholischer) Bürgerlicher war. Genau diese widersprüchliche Stellung wuchs sich im Laufe seines Aufenthaltes zu einer schweren Irritation aus: nicht nur weil für Haehner als promoviertem Akademiker und Stabsarzt mit militärischer Fronterfahrung auch ein anderer hierarchischer Rang am nur noch halbwegs intakten Exilhof denkbar gewesen wäre, sondern auch, weil die politische und soziale Realität im Deutschland der Weimarer Republik vom „Glashaus“¹⁴ Doorn deutlich abwich. Deswegen reagierte Haehner auch besonders aggressiv, wenn einige der Kaisersöhne ausgerechnet seine professionelle Expertise als Arzt in Frage stellten oder Angehörige des Adels, die den Kaiser besuchten, trotz geringerer Leistungen im Krieg höher dekoriert waren und bei Tisch mehr beachtet wurden. Der Arzt und Weltkriegsoffizier erwartete also seinerseits als Gegenleistung für seine unbedingte Loyalität zur kaiserlichen Familie und der Anerkennung der (eigentlich überholten) monarchischen Ordnung zumindest die authentische Anerkennung seiner Professionalität. Wo aber keine Einsatz- und Entwicklungsmöglichkeit dieser Professionalität mehr vorhanden war, weil keiner seiner Patienten mehr ernstlich Anzeichen von Krankheit aufwies, und gleichzeitig die Hofmitglieder ihrerseits dysfunktional gemessen am selbstgesteckten Anspruch in der sozialen Ordnung agierten, entfiel dieser Gabenaustausch zusehends. Deswegen ist das Tagebuch gespickt mit scharfen Bemerkungen über das Versagen der Hofmitglieder, vom Tippfräulein bis zum Kaiser. Auf den retrospektiven Leser des demokratisch geprägten 21. Jahrhunderts wirken all diese Urteile aus der Sicht eines akademisch gebildeten Bürgerlichen wie kluge, scharfsichtige Beschreibungen der Realität.

Wenn Haehner sich also, zunächst eher unbewusst, schließlich willentlich, von Herrscher und Hof zu distanzieren begann, ging das mit einer immer geringeren Verfügung über die körperliche Gesundheit des Monarchen einher. Ohne dass Haehner es be- oder zumindest im Tagebuch vermerkt hätte, trat Wilhelm II. ihm nach dem Tod Auguste Viktorias, erst recht aber nach seiner Wiederverheiratung 1922 kaum mehr als Patient gegenüber und verschwand schleichend als Sujet aus Haehners Tagebuch. An Wilhelms Stelle traten stattdessen zunächst des Kaisers neue Gattin, Hermine von Reuß (1887-1947) – als Patientin wie als Beobachtungs-

objekt –, und schließlich er, Haehner selbst, der erst nach dem Tod der Kaiserin zum ersten Mal explizit von sich und seinen eigenen Angelegenheiten zu berichten begann. Wenn später von den Funktionen des Tagebuchs die Rede sein wird, wird die klassische Funktion der Gattung als der inneren Selbsterforschung des Tagebuchschreibers dienendes Egodokument deswegen nicht auftauchen. Nur nebenher, als Begleiterscheinung seiner Patienten- und Hofmitgliederbeschreibung, notierte Haehner auch, was er selbst getan oder gar gedacht hatte, von persönlichen Stimmungen und Gefühlen fast ganz zu schweigen.

Der Fokus, damit aber auch die innere Funktion des Tagebuchs des Leibarztes veränderten sich also im Laufe der vier Jahre – parallel zu den veränderten sozialen Konstellationen in Haus Doorn und den damit verbundenen gewandelten Einstellungen des Tagebuchschreibers zu seinem Hauptgegenstand, Kaiser Wilhelm II. Das ist bei der Frage nach dem Quellenwert des Tagebuchs stets mitzudenken. Bezeichnenderweise stammen die meisten in der Fachliteratur zu den Hohenzollern nach 1918 verwendeten Zitate des Haehner-Tagebuchs nur aus den ersten beiden Heften, die die Phase von Haehners Ankunft in Amerongen im November 1919 bis zum Tod der Kaiserin Auguste Viktoria im April 1921 umfassen, jene Phase also, in der das Gefüge zwischen Leibarzt und Patienten ausgeglichen und die Aussagen im Tagebuch weitgehend frei von persönlichen Interventionen – mithin für den Leser als besonders authentische Wiedergaben – erscheinen.

Haehner als Tagebuchschreiber unter Tagebuchschreibern

Am Anfang aller Überlegungen zum Tagebuch Alfred Haehners muss angesichts dieser ersten Analyse der Stellung des ärztlichen Tagebuchschreibers am Exilhof die Frage stehen, warum er überhaupt vom Tag seiner Ankunft in den Niederlanden am 4. November 1919 an ein Tagebuch führte. Welche Erwartungen mochte Haehner damit verbunden haben? Auf welche Erfahrungen mit dem Tagebuchschreiben konnte er zurückgreifen? Welche Funktionen erfüllte das Tagebuch?

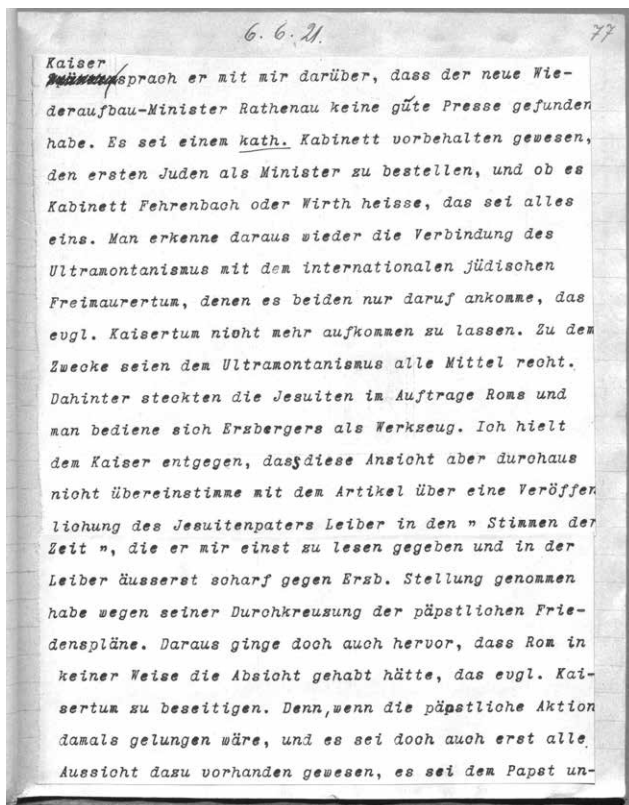
Ein Blick in Haehners Nachlass zeigt, dass es zur Praxis dieses Mediziners gehörte, in außergewöhnlichen, krisenhaften politischen und sozialen Situationen Tagebuch zu schreiben. So haben aus den Kriegstagen an der Westfront drei Tagebuchhefte überlebt, die bisher allerdings weitgehend unausgewertet geblieben sind.¹⁵ Ihre doppelte Überlieferung – in handschriftlicher und modifizierter maschinenschriftlicher Fassung – verweist indes darauf, dass Haehner bei diesem nur vier Monate des Jahres 1914 umfassenden Tagebuch irgendwann im Laufe seines Lebens an eine über-

arbeitete Veröffentlichung dachte – zu der es allerdings offensichtlich nie gekommen ist. Dennoch stellt sich die Frage, ob auch beim „Holländischen Tagebuch“¹⁶ von vorne herein oder zeitlich versetzt an die Absicht einer Veröffentlichung zu denken ist.

Gemessen an den ersten Einträgen scheint seine ursprüngliche Funktion darin bestanden zu haben, Informationen zu Verhalten, Eigenarten und Krankheiten, aber auch zur unmittelbaren sozialen Umgebung seiner beiden neuen Patienten festzuhalten. Die Aufzeichnungen dienten der Dokumentation und Qualitätsverbesserung der ärztlichen Behandlung und daraus abgeleitet der Selbstverortung des Doktors in seiner neuen Umgebung und Funktion als Leibarzt. Im Mittelpunkt seiner Beobachtungen und Aufzeichnungen standen das Kaiserpaar, aber auch der kleine „Hofstaat“ in Amerongen: General Hans von Gontard, Gräfin Mathilde von Keller, Exzellenz Friedrich von Berg und der kaiserliche Adjutant Sigurd von Ilseman waren die Personen, die neben dem Kaiserpaar zuerst auftraten; sodann der Ameronger Gastgeber Graf Godard von Bentinck und seine Kinder, allen voran die Tochter Elisabeth. Von allen entwarf Haehner im Laufe der ersten Wochen kleine, als dichte Alltagsszenen erzählte schriftliche Porträtskizzen, die er nach und nach um seine Beobachtungen der Kaiserkinder und, nach dem Umzug nach Doorn im Mai 1920, weiterer Besucher ergänzte. Dem etwa gleich alten, ebenfalls im Exil lebenden Kronprinzen Wilhelm (1882-1951) schenkte Haehner dabei besondere Aufmerksamkeit. Ende Dezember 1919 hatte er sich ein erstes Bild von ihm gemacht: „Abreise des Kronprinzen. Beim Abschied bat er mich, ihm doch hin und wieder ganz offen über das Befinden seiner Mutter zu schreiben. Der gute anfängliche Eindruck des Prinzen auf mich hat sich in den Tagen nur verstärkt, der Prinz besitzt hier nur Freunde. Freundliches frisches Wesen, Natürlichkeit & Frohsinn gepaart mit Reife und Ernst sind ihm zu eigen, nichts mehr von der früheren Oberflächlichkeit.“¹⁷

Von Anfang an ist Haehners Notiztechnik also nicht allein, nicht einmal primär auf ein Memorandum des gesundheitlichen Zustandes seiner berühmten Patienten hin ausgerichtet¹⁸, sondern vermischt Elemente eines Patientenjournals mit einer dichten Beschreibung des Kaiserpaares und der Personen ihres engsten Kreises im Exil. Damit greift Haehner einerseits ärztliche Traditionen eines „Journal de la santé du roi“ auf¹⁹, sichert aber offensichtlich zugleich Material für mögliche spätere Memoiren. Einem bildungsbürgerlichen Leser wird dabei Haehners Eckermann-Manier auffallen. Dem treuen Chronisten Goethes ähnlich notierte der Neuankömmling am Exilhof möglichst wörtlich alle ihm zu Ohren kommenden, mehr oder weniger bemerkenswerten Äußerungen seiner beiden Patienten.

Darauf gehen die vielen Bon- oder vielmehr Malmots Wilhelms in Haehners Tagebuch zurück, die der frühe Nutzer John Röhl als Selbstaussagen Wilhelms in die Fachliteratur einbrachte. Wie sehr der Chronist Haehner aber in allen Phasen seiner Anwesenheit zugleich der Stichwortgeber, zumindest aber der eigentliche Adressat dieser Sätze war, wird erst die vollständige Edition sichtbar werden lassen. Wenn beispielsweise immer wieder das Haehner-Tagebuch zitiert wird, wenn es um einen Nachweis für Wilhelms antisemitische Verschwörungstheorie geht, dann muss auch an den Adressaten dieser Äußerungen gedacht werden. Denn Wilhelm ging es im direkten Gespräch darum, seinen konservativen katholischen Leibarzt zu überzeugen. Haehner ließ Wilhelm in seinem Tagebuch zweifellos nichts sagen, wovon der Kaiser nicht überzeugt war; aber er notierte eben doch zugleich Worte, die die Reaktion eines Gesprächspartners antizipierten: „Kaiser sprach er (sic) mit mir darüber, dass der neue Wiederaufbau-Minister Rathenau keine gute Presse gefunden habe. Es sei einem kath. Kabinett vorbehalten gewesen, den ersten Juden als Minister zu bestellen, und ob es Kabinett Fehrenbach oder Wirth heisse, das sei alles eins. Man erkenne daraus wieder die Verbindung des Ultramontanismus mit dem internationalen jüdischen Freimaurertum, denen es beiden nur darauf ankomme, das evgl. Kaisertum nicht mehr aufkommen zu lassen. Zu dem Zwecke seien dem Ultramontanismus alle Mittel recht. Dahinter steckten die Jesuiten im Auftrage Roms und man bediene sich Ersbergers als Werkzeug. Ich hielt dem Kaiser entgegen, dass diese Ansicht aber durchaus nicht übereinstimme mit dem Artikel über eine Veröffentlichung des Jesuitenpaters Leiber in den »Stimmen der Zeit«, die er mir einst zu lesen gegeben und in der Leiber äusserst scharf gegen Ersb. Stellung genommen habe wegen seiner Durchkreuzung der päpstlichen Friedenspläne. Daraus ginge doch auch hervor, dass Rom in keiner Weise die Absicht gehabt hätte, das evgl. Kaisertum zu beseitigen. Denn, wenn die päpstliche Aktion damals gelungen wäre, und es sei doch auch erst alle Aussicht dazu vorhanden gewesen, es sei dem Papst un-



Tagebucheintrag
Haehners vom
6.6.1921

Man erkenne daraus wieder die Verbindung des Ultramontanismus mit dem internationalen jüdischen Freimaurertum, denen es beiden nur dar[au]f ankomme, das evgl. Kaisertum nicht mehr aufkommen zu lassen. Zu dem Zwecke seien dem Ultramontanismus alle Mittel recht. Dahinter steckten die Jesuiten im Auftrage Roms und man bediene sich Erzbergers als Werkzeug.“²⁰

Die solcherart erfüllte Chronistenpflicht entsprach durchaus den Erwartungen von Haehners sozialer Umgebung in Deutschland. In einem Brief an Haehners Ehefrau Sophie erinnerte der damals berühmte Schriftsteller Hermann Sudermann beide an ihre „historische Mission“: „(R)affen Sie fürs Erste alles zusammen an dokumentarischen (sic) Wert“.²¹ Bemerkenswert an Sudermanns Forderung ist indes die Einschränkung, die er machte: „(A)ls einzig Erkennende und Überschauende“, die „einstmals der Welt berichten“ könne, adressierte er nämlich nicht Haehner, sondern dessen Frau Sophie: „Ihr Gemahl ist durch seine Stellung zu größerer Rücksichtnahme verpflichtet“. Dem Zeitgenossen Sudermann erschien der tagebuchschreibende Leibarzt befangen, berücksichtigte indes nicht die kathartische Wirkung des arkanen Tagebuchs. Dennoch ist es, dieser Bemerkung eingedenk, höchst bedauerlich, dass das Tagebuch, das Sophie nach eigenem Bekunden ebenfalls zu schreiben begann²², nicht überliefert ist. In unserem Zusammenhang verweist Sudermann immerhin auf die enorme und schon zeitgenössisch überzogene Erwartung an Haehner und seine Aufzeichnungen, „Aufklärungen (zu) erhalten, die von welthistorischer Bedeutung sein können.“²³

Potentiale und Grenzen des Haehner-Tagebuches

Diese Erwartungen an das Haehner-Tagebuch sind dennoch bis heute nicht ganz erloschen. Denn es ist, darin besteht seine unveränderte Relevanz, die einzige Komplementärquelle zu den Aufzeichnungen eines anderen Mitglieds der exilierten Hofgesellschaft: dem bereits seit 1967/68 partiell veröffentlichten Tagebuch des kaiserlichen Adjutanten Sigurd von Ilsemann.²⁴ So gern Haehners Tagebuch auch in einem Atemzug mit dem Ilsemann'schen genannt wird, weil sie die einzigen Dokumente darstellen, die aus unmittelbarer Anschauung und ohne nachträgliche Bearbeitung vom Exilhof der Hohenzollern in den Niederlanden berichten, so gibt es neben vielen Gemeinsamkeiten doch Unterschiede im Quellengehalt. Das hängt nicht allein mit der Dauer des Aufenthaltes ihrer Autoren in der Umgebung des Kaisers zusammen. Ilsemann begleitete Wilhelm II. von den Kriegstagen bis zu seinem Tod 1941, während Haehner lediglich

viereinhalb Jahre in Amerongen und Doorn war. Es liegt, wie eingangs analysiert, vor allem an der unterschiedlichen Stellung und Funktion der Tagebuchschreiber am Exilhof. Auch wenn es Überschneidungen zwischen Haehner und Ilsemann gibt, das bemerkenswerte sind die unterschiedlichen Themen und Perspektiven, die abweichenden Beschreibungen und Urteile. Anders formuliert: Haehner wusste anderes, manchmal weniger als Ilsemann, auf dessen Informationen er teilweise angewiesen war, manchmal aber auch mehr als er, weil seine durchaus prekäre Situation am Hof ihn für prekäre Aufgaben empfahl. Das wird insbesondere deutlich, als Wilhelm II. ihn zum Vertrauten während der Eheanbahnung mit Hermine von Reuß machte. Zugleich ist es diese im Vergleich zu Ilsemann unsicherere Stellung, die ihn – anders als der Schriftsteller Sudermann antizipiert hatte – nicht zur bedingungslosen Loyalität verpflichtete: Auch Haehner stand wie Ilsemann der Freiraum des privaten Tagebuchs zur Verfügung; er konnte aber zugleich zumindest darüber nachdenken, ob er daraus Profit schlagen wollte oder nicht. Von Anfang an mit dem beschriebenen ärztlichen Loyalitätsdilemma konfrontiert, entschied sich Haehner zwar gegen öffentliche Vorträge über die Hohenzollern oder eine Publikation seiner Memoiren; seine Neigung zu spitzen Worten und offenen Formulierungen wurde aber durch die Erwartung des Hofes auf Loyalität bei abnehmender Gegenleistung zusehends gesteigert. Insofern war Haehner im Vergleich zu Ilsemann (wenn auch vielleicht nicht zu seiner Frau Sophie) viel weniger innerlich gebunden. Da Haehner einen zugleich privilegierten wie limitierten Zugang zum Kaiser und seinen beiden Gemahlinnen wie ihrer unmittelbaren Umgebung hatte, lässt sich sein Tagebuch also gleichermaßen als Pendant wie als Ergänzung zum Ilsemann-Tagebuch lesen, das damit seinerseits kontextualisiert wird.

Allerdings bedeutete diese größere Freiheit auch, dass Haehners von Anfang an zeitlich und räumlich beschränkter Zugang zum Monarchen letztlich endete; indes nicht allein aus eigener Absicht, sondern auch verursacht durch die Strategie der zweiten Gattin des Kaisers, die Haehners beschränkte Werbewirksamkeit im Dienst des Kaisers witterte: Hermine durchschaute Haehners schwierige Rolle, verfügte aber über keine ausreichenden (persönlichen wie finanziellen) Mittel, ihn dauerhaft zu binden. Hinzu kam, dass sie sein intimes Wissen über ihre gesundheitliche wie charakterliche Eigenart ebenso fürchtete, wie jede auch noch so geringe Konkurrenz im Einfluss auf Wilhelm II. In der politischen Frage der Restauration der Monarchie unterschieden sich Haehner und Hermine eklatant. Des Doktors im Tagebuch dokumentierte Sympathien für den Kronprinzen weckten zusätzlich ihr Misstrauen, nachdem sie sich zur

uneingeschränkter Propagandistin ihres Mannes und seines Anspruchs auf Rückkehr nach Deutschland gemacht hatte. Aus der Perspektive einer Geschichte der Leibärzte ließe sich formulieren: Die Persona „Leibarzt“ war in einer Epoche beschleunigt wechselnder Herrschaft, ärztlicher Spezialisierung und kapitalistischer Entfaltungsräume schlicht eine aussterbende Spezies. Leibarzt sein war jedenfalls im deutschen nationalen Kontext mit dem Untergang der Monarchien weder sozial noch finanziell ausreichend lukrativ, um die sich auflösende mentale Bindung an den abgedankten Monarchen zu konterkarieren.

Um den Wert des Haehner-Tagebuchs in Verbindung mit dem herausgearbeiteten Loyalitätsdilemma des Leibarztes qua Funktion noch exakter bestimmen zu können, braucht es schließlich den detaillierten Blick auf die Szenen, die festgehalten, und die Themen, die bevorzugt behandelt wurden. An dieser Stelle sollen zunächst nur jene zwei herausgegriffen werden, auf die Leser mit Vorwissen bereits warten:

Wer John Röhl's Arbeiten zu Wilhelm II. kennt, mag den Eindruck haben, Haehners Tagebuch habe keinen anderen Zweck verfolgt, als die antisemitischen Einstellungen und Weltverschwörungstheorien des exilierten Kaisers, seine „fixe[n] Ideen“²⁵ und realitätsverweigernden Deutungen der politischen Zukunft Europas zu dokumentieren. Und tatsächlich bieten Haehners Aufzeichnungen à la Eckermann zahlreiche Einblicke in das Denken des Kaisers. Die mentalen Dispositionen Wilhelms II. (und Teile seiner Umgebung) nach dem Ersten Weltkrieg treten in kaum einer, um nicht zu sagen: in keiner anderen Quelle so unmittelbar, plastisch und zudem für ihre Formierungsphase der Jahre 1919 bis 1923 hervor. Diesen Wert wird die Edition zweifellos noch steigern können, weil Konsistenz und Verdichtung der kaiserlichen Weltanschauung durch die Gesamtlektüre mit ihren in der Gattung des Tagebuchs liegenden Wiederholungen unterstrichen werden.

Aber darin erschöpft sich das Tagebuch Haehners eben nicht, und das nicht nur, weil er anfangs offenlässt, ob er den kaiserlichen Aussagen zustimmend oder ablehnend gegenübersteht. So wie er offenbar selbst ungewiss war, was er davon halten sollte, so penibel notierte er nämlich auch, wer den Kaiser in seiner Ansicht bestärkte und wer nicht. Soll heißen: Über den bloßen Blick auf Wilhelm II. hinaus entfaltet sich der Quellenwert des Tagebuchs zum einen durch die soziale Kontextualisierung des Kaisers, also den Blick auf seine Entourage und die Gäste, und zum anderen durch die Vermessung der Kritik der Monarchisten am Monarchen. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Auch Haehner selbst war keineswegs frei von antisemitischen Deutungen, aber als Katholik in

protestantischer Umgebung fielen ihm manche „schrägen“ Verbindungen ebenso auf, wie ihn seine akademische natur- wie geisteswissenschaftliche Bildung zur logischen und hermeneutischen Kritik befähigten.

Bleibt am Ende noch ein Wort zur Frage: Bietet Haehners Tagebuch eine Antwort auf die Frage nach der mentalen Gesundheit Wilhelms II. – auf die Frage: Litt er an einer Psychose, war der Kaiser verrückt? In diesem Punkt wird die Edition all jene Leser enttäuschen, die sich vom Mediziner Haehner ein psychologisches oder besser sogar psychiatrisches Gutachten über einen psychisch Kranken erhoffen. Das bieten Haehners Aufzeichnungen nicht, schon deswegen nicht, weil Haehner Chirurg und eben kein Psychologe oder Psychiater war. Zweifellos denkt der Leibarzt über die psychische Entwicklung körperlich Beeinträchtigter nach²⁶; aber als Thema tauchen psychische Erkrankungszustände des Kaisers vergleichsweise selten auf. Auffallender ist, dass Haehner selbst im arkanen Text des Tagebuchs eine Diskussion über die Psyche des Kaisers gerade nicht führt, sondern nach rationalen Begründungen kaiserlicher Denk- und Verhaltensweisen sucht – also eine für psychische Erkrankungen typische rationale Unbegründbarkeit ausschließt. Analytisch lassen sich drei Gründe feststellen, die Haehner von einem Urteil „geisteskrank“ abhielten: 1. Mentale Krankheitsbilder fielen nicht in sein professionelles Fachgebiet. 2. „Fixe Ideen“ reichten auch in der Terminologie der zeitgenössischen Ärzte allein nicht aus, um eine Geisteskrankheit im medizinischen Sinne zu konstatieren. 3. Die monarchischen Weltdeutungen mochten Haehner persönlich exzentrisch erscheinen; er wusste aber, dass sie nicht völlig jenseits des Denk- und Sagbaren der Zeitgenossen im heraufziehenden Zeitalter der Extreme und Ideologien ausfielen. Manche von ihnen teilte er sogar, andere nicht.

Der Quellenwert seines Tagebuchs besteht daher auch darin, gerade durch seine kritische Distanzierung an die „Normalität“ der Geschichte der Hohenzollern nach 1918 zu erinnern: Die Selbstinszenierung des (Hoch-)Adels, so hat es Stephan Malinowski zuletzt mit Heinrich Heine formuliert, funktioniert immer nur so gut, wie ihre Rezipienten bereit sind, sie zu akzeptieren.²⁷ Alfred Haehner stand vier Jahre im Dienst des Kaiserpaares und hielt mental über seinen Weggang aus Doorn an der Bindung zu den Hohenzollern fest, als ihr Propagandist taugte er (wohl genau deswegen) dennoch nicht. Was das Haehner-Tagebuch so wertvoll macht, ist die Geschichte der politischen Desillusionierung seines Autors, des Bürgers und Arztes Dr. Alfred Haehner, in mitten der Krise von Monarchie und Republik.

1. John C. G. Röhl: The Unicorn in Winter: Kaiser Wilhelm II in Exile in the Netherlands, 1918-1941, in: Philip Mansel/Thorsten Riotte (Hg.): Monarchy in Exile: The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II, Basingstoke/New York 2011, S. 337-351, hier S. 349.
2. Die folgende Skizze folgt der im Rahmen des Forschungsprojektes entstandenen ersten biographischen Notiz zu Haehner: Vgl. Sabine Mangold-Will: Alfred Haehner, in: Internetportal Rheinische Geschichte <https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Persoenlichkeiten/alfred-anton-maria-haehner/DE-2086/lido/625668012c8956.56089603>.
3. Gottfried von Brauchitsch: Das 2. Garde-Regiment zu Fuß. Nach den amtlichen Kriegstagebüchern bearbeitet im Auftrage des Vereins der Offiziere des ehemaligen 2. Garderegiments zu Fuß, Oldenburg/Berlin 1922. Die Sanitätsoffiziere sind in dieser Chronik allerdings nicht erwähnt.
4. Vgl. Haehners Kriegstagebücher in seinem Nachlass im Historischen Archiv der Stadt Köln (HASTK, Best. 1193a, A 147-A 149). Diese Bestände des Nachlasses sind bisher allerdings nicht auffindbar. Glücklicherweise sind im Privatarchiv Stephan Müller, Köln, sowohl Kopien aller handschriftlichen Tagebuchhefte wie auch maschinenschriftliche Abschriften des ersten Kriegstagebuchheftes sowie von Teilen des zweiten vorhanden. Ich danke Herrn Müller sehr für seine jederzeit angenehme und konstruktive Hilfe bei der Suche nach Quellen zu Alfred Haehner.
5. Zu Sophie Haehner vgl. demnächst Sabine Mangold-Will (unter Mitarbeit von Jessica Bredemeier und Antonia Hütten): Sophie Haehner, in: Internetportal Rheinische Geschichte <https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Persoenlichkeiten>.
6. Im Archiv der Allianz-Versicherung in München ist eine Personalakte Haehners aufgetaucht, die noch nicht eingesehen werden konnte.
7. Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK), Best. 1193a, A 1.
8. Harald von Koenigswald (Hg.): Sigurd von Ilseman: Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II., 2 Bde., München 1967/1968, hier: Band 1, S. 122.
9. Zur Gattung des Leibarztes vgl. Wilhelm Treue: Mit den Augen ihrer Leibärzte. Von bedeutenden Medizinern und ihren großen Patienten, Düsseldorf 1955. Ders.: Die politische Bedeutung des Leibarztes, in: Deutsches Medizinisches Journal 7 (1956), H. 18, S. 717-719. Neuerdings auch: Dominik Groß/Mathias Schmidt: Leibärzte: Begriffsdefinition – Kennzeichen – Entwicklungslinien: Ein Problemaufriss, in: Dominik Groß/Mathias Schmidt/Jens Westemeier (Hg.): Die Ärzte der Nazi-Führer: Karrieren und Netzwerke, Berlin/Münster 2018, S. 23-35. Zur historischen Kontextualisierung vgl. Marina Hilber/Elena Taddei (Hg.): In fürstlicher Nähe – Ärzte bei Hof (1450-1800). Unter Mitwirkung von Florian Ambach, Innsbruck 2021 sowie Claudia Huerkamp: Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert: Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußen, Göttingen 1985.
10. HASTK, Best. 1193a, A 8: Tagebuch I, 18.11.19.

11. HASTK, Best. 1193a, A 8: Tagebuch I, 4.11.19.
12. Ebd., 3.5.20.
13. Ebd.
14. Zu diesem Zitat Wilhelms vgl. Stephan Malinowski: Die Hohenzollern und die Nazis. Geschichte einer Kollaboration, Berlin 2021, S. 59.
15. HASTK, Best. 1193a, A 147-A 149: Kriegstagebücher und Privatarchiv Stephan Müller, Köln, maschinenschriftliche Abschriften des ersten Kriegstagebuchheftes sowie von Teilen des zweiten.
16. Der Begriff stammt von Haehner selbst und wurde nachträglich von ihm dem ersten Heft seines Tagebuchs hinzugefügt. HASTK, Best. 1193a, A 8: Tagebuch I, unpaginiertes Deckblatt: „Holländisches Tagebuch. Amerongen – Doorn“.
17. HASTK, Best. 1193a, A 8: Tagebuch I, 28.12.19.
18. Eine Patientenakte der Kaiserin in Form eines medizinischen Tagebuchs findet sich in HASTK, Best. 1193a, A 13. Auch dieser Bestand ist bisher noch nicht ausgewertet.
19. Vgl. zu dieser Tradition der Ärzte am französischen Hof den ersten Hinweis bei Treue, Die politische Bedeutung des Leibarztes, S. 719 (wie Anm. 9).
20. HASTK, Best. 1193a, A 9: Tagebuch II, 6.6.21.
21. HASTK, Best. 1193a, A 115: Hermann Sudermann an Sophie Haehner, 16.10.20.
22. Literaturarchiv Marbach, Cotta Archiv Nachlass Hermann Sudermann, Signatur: Cotta Nachl. Sud., VI 43, Bl. 20: Sophie Haehner an Hermann Sudermann, 20.11.20.
23. HASTK, Best. 1193a, A 115: Hermann Sudermann an Sophie Haehner, 16.10.20.
24. Ilsemann I und II (wie Anm. 8).
25. HASTK, Best. 1193a: A 12: Tagebuch V, 24.8.23.
26. Vgl. Alfred Haehner: Inhaltsangabe zu L. van der Horst: Die Psychologie des körperlich Benachteiligten, in: Nederl. Tijdschr. Psychol. 8 (1940), S. 73-86, in: Hefte zur Unfallheilkunde. Beihefte zur „Monatsschrift für Unfallheilkunde und Versicherungsmedizin“, hrsg. v. Prof. Dr. A. Hübner, Berlin, H. 35, Ergänzungsheft zum Referatenteil der Monatsschrift für Unfallheilkunde, Jahrgang 1941, Berlin/Heidelberg 1942, S. 7-8.
27. Malinowski, Die Hohenzollern und die Nazis (wie Anm. 14), S. 13: „Die Herstellung der Figur erfolgt über einen leistungsfähigen Apparat und mit den Methoden moderner Propaganda, mehr noch aber durch den Blick und die Deutung des Publikums. Heinrich Heine hat formuliert, dass es den Adel nur dann gibt, wenn man an ihn glaubt.“